

## Rezensionen

Wolfgang WESTERHOFF: Sgraffito in Österreich. Eine Übersicht, Krems 2009. Medium Aevum Quotidianum. Sonderband XXIII/XXXIV. ISBN 978-3-901094-26-1 bzw. ISSN 1029-0737.

Bemüht sich der allgemeine Teil notwendiger Weise um Entstehung, Entwicklung, Definition und Technik der von „graffiare“ (kratzen) abgeleiteten Sgraffito-Malerei, so skizzieren die *Verbreitungsgebiete* ihren Weg aus der Toskana über die Lombardei nach Norden, ins Tessin, nach Graubünden und Engadin, *wo heute noch praktisch in jedem Ort Sgraffitohäuser existieren*, über Venetien in die Eisenwurzen, ins Traunviertel, ins Waldviertel und nach Böhmen, wo sie *geballt und in ihrer ganzen Vielfalt* eintrifft. Die *streng katholischen Länder Bayern, Tirol und Salzburg* werden fast völlig übersprungen. Diese nach Meinung des Verfassers weitgehend exklusive Bindung des Mediums an den Protestantismus, vertieft er in einem eigenen Kapitel (*Sgraffito und Protestantismus*) mit durchaus richtigen Argumenten: Verbindung von Bild und Wort, Gleichnishaftigkeit von AT und NT, belehrende Bildinhalte, wird aber von den zahlreichen typisch katholischen Heiligendarstellungen und Marienbildern widersprochen. Die Affinität zur neuen Kirche reicht nicht aus, die allgemeine „Gier nach Bildern“ zu erklären, die vor allem das wohlhabende Bürgertum veranlasste, seine Häuser mit einem Kosmos an Ornamenten und Bildern zu schmücken. Der Hinweis auf Winzerhäuser und Speicherbauten ist angebracht, jener auf die zahlreichen Bauernhäuser im Großraum Steyr verdienstvoll.

Uneingeschränktes Lob verdient der Hauptteil der Darstellung, die Beschreibung der **figuralen** Sgraffitofassaden und jene der **ornamentalen** im gesamten Bundesgebiet. Mit Akribie würdigt der Verfasser die einzelnen Bilder, verweist auf ihre Vorlagen, zitiert etwaige Texte und erklärt, soweit als möglich, ihre Inhalte und Zusammenhänge. Zu besonders umfangreichen Fassaden liefert er zeichnerische Übersichten. Einführend werden die wichtigsten Fakten zu jedem Gebäude angeführt: Baudaten und Besitzer, eventuelle Renovierungen und Veränderungen. Ergänzt werden die Beschreibungen durch eine Fülle kleinformatiger Fotos der Fassaden oder ihrer Details.

So entsteht zunächst das Bild der 17 größten und ansehnlichsten erhaltenen Anlagen, meist im Waldviertel gelegen, entstanden zwischen 1540 und 1590. Die ornamentalen Fassaden werden nach Landschaften geordnet. Steyr, mit über 60 Objekten, erhält als *absoluter Spitzenreiter* ein eigenes Kapitel (S. 315 ff.). Hier auch der schon erwähnte Hinweis auf die vorwiegend bäuerli-

## Rezensionen

chen Beispiele im Raume zwischen Enns, Steyr, Gmunden und Wels (S. 343 ff.). Durchaus illustrativ ist auch der Exkurs über die Grenze nach Slavonice (S. 218); dem oberösterreichischen Raum liegen dazu Český Krumlov und das weniger bekannte Prachatice näher. Dass aus diesen überreichen Stadt- denkmälern entsprechende Anregungen zurück nach Österreich flossen, steht außer Zweifel.

Der Titel *Sgraffio in Österreich* verspricht nicht zuviel: Die handliche, ansprechend aufgemachte Übersicht empfiehlt sich als kompetentes Handbuch für alle am Thema oder zur österreichischen Kunsttopographie allgemein interessierten Leser.

Johann Sturm

Rudolf LEEB, Martin SCHEUTZ, Dietmar WEIKL (Hg.): *Geheimprotestantismus und evangelische Kirchen in der Habsburgermonarchie und im Erzstift Salzburg*. 2009. 528 S., 15 s/w-Abb. Gb. Euro 55,-. ISBN 978-3-205-78301-5 (Böhlau Verlag) Wien; ISBN 978-3-486-58934-4 (Oldenbourg) München.

In *Teil 1* des Buches, der „Einleitung“ (1–62), wird eine genauere Umschreibung des Themas geboten: Es geht um die Geschichte des Protestantismus in der Habsburgermonarchie im 17. / 18. Jh., d. h. um die Epoche, die von der Verfolgung bis zur Akzeptanz reicht. Dazwischen lag die lange Phase des „Kryptoprotestantismus“. Der Terminus, auf den die Herausgeber (R. LEEB, M. SCHEUTZ, D. WEIKL) näher eingehen, ist umstritten, bedeutet er doch eigentlich so etwas wie einen „geheimen Protest“ oder ein „offenes Bekenntnis“. Trotzdem kann man (mit P. G. Tropper) „forschungspragmatisch“ an dem Begriff festhalten und meint damit „ein lutherisch geprägtes, nicht institutionalisiertes Laienchristentum“ (11).

Im *zweiten Teil* (63–297) werden Länderbeiträge geboten: Salzburg, Steiermark, Kärnten, Land ob der Enns, Niederösterreich, Wien, Mähren, Schlesien, Ungarn. Hier soll – stellvertretend – nur auf Oberösterreich (155–183) näher eingegangen werden, dies auch deshalb, weil dieses Land schon zu Beginn der Reformation relativ enge Beziehungen zu Martin Luther hatte, die über Adelige (wie die Jörger von Tollet und die Starhemberger) verliefen (136). A. HOCHMAIR, der Verfasser des gut geschriebenen Aufsatzes, hat sich mit dem Thema übrigens schon in seiner Diplomarbeit: „Geheimprotestantismus in Oberösterreich“, Wien 2000, beschäftigt. Zwei Belege für das Gesagte: Luther empfahl für das Schloss Tollet Michael Stiefel zum Prediger (136); eine nicht unbedeutende Rolle spielte auch einer der Studenten Luthers in Wittenberg, Leonhard Käser (Kaiser), und zwar noch mehr durch seinen

Tod als durch sein Leben; er wurde nämlich, was Hochmair nicht erwähnt, auf Betreiben des Passauer Bistumsadministrators Herzog Ernst 1527 hingerichtet und galt seither als Märtyrer der Reformation (vgl. meinen Aufsatz „Leonhard Käser. Ein evangelischer Märtyrer“, in: R. ZINNHOBLE, Von Florian bis Jägerstätter. Glaubenszeugen in Oberösterreich, Linz 2004, 167–178). Die weitere „Wirkungsgeschichte der Gegenreformation“ hängt wesentlich mit dem großen Bauernkrieg (1626) und dem Dreißigjährigen Krieg zusammen (156–158). Die danach folgenden drastischen „Bekehrungsversuche“ der Protestanten durch die Obrigkeit veranlassten viele Betroffene zum Gang ins Exil oder in den Untergrund. Es gab damals aber auch schon erste Anzeichen echter Toleranz, so den katholischen Priester Georg Friedrich Koller (1586–1653), den nachmaligen Pfarrer von Sierning, der sich 1626 Kaiser Ferdinand II. aus freien Stücken zur Verfügung stellte, um die fast gänzlich protestantisch gewordene Stadt Wels zu rekatholisieren (vgl. meinen Beitrag: „Georg Friedrich Koller. Ein Vertreter der Toleranz in einer intoleranten Zeit“, ebd. 179–193). Koller ging viel differenzierter vor als andere. Er hielt wenig von Zwangsbekehrungen und Landesverweisungen und anerkannte auch das Gute bei den konfessionell getrennten Christen. Die „Phasen und Entwicklungen des Geheimprotestantismus“, die „Transmigrationen“ unter Kaiser Karl VI. und Maria Theresia, das Entstehen der Toleranzgemeinden und die damit zusammenhängenden Probleme schildert Hochmair sehr kompetent anhand der Quellen und der einschlägigen Literatur. Ein Schwerpunkt der Darstellung wird auf den Raum um (Maria) Scharthen, Wallern und St. Marienkirchen an der Polsenz gelegt, wofür ihm die Pfarrchronik von St. Marienkirchen als wichtige Quelle diente (vgl. 172 Anm. 67). Hier auf die tatsächliche, komplexe Situation genauer einzugehen, ist im Rahmen einer Rezension nicht möglich. Natürlich brachte auch das Toleranzpatent von 1781 nicht gleich eine echte Toleranz. Ansatzpunkte hierfür aber gab es. Es sei gestattet, auf meine Abhandlung „Katholische Reaktionen auf das Toleranzpatent im Lande ob der Enns“ (in: Im Zeichen der Toleranz, hg. vom P. F. Barton, Wien 1981, 440–468, bes. 444 f.) zu verweisen, bes. auf die Situation in Wallern. Dort folgte auf eine sehr aufgeheizte Phase unter dem Pfarrvikar Joseph Jungwüth eine Beruhigung unter dessen Nachfolger Joseph Wismayr. Als dieser von seinem evangelischen Amtskollegen besucht wurde, begegnete er ihm „höflich“, machte sogar einen Gegenbesuch und lud ihn einmal zum Mittagessen ein. Das hinderte beide nicht daran, ihren konfessionellen Standpunkten treu zu bleiben.

Wie grundverschieden die Zeit davor war, zeigt A. Hochmair am Schluss seines Beitrags an einem geradezu makabren Beispiel: Der Schneider Stephan Lederhilger – in der Kremsmünsteraner Stiftspfarrrei Pfarrkirchen bei Hall –

## Rezensionen

hatte „zu Beginn des Jahres 1738 ein Muttergottesbild herabgerissen und daraus Vorlagen für Strumpfsohlen geschnitten“ (183).

Im *dritten Teil* der Publikation wird länderübergreifend eine „thematische Annäherung“ versucht (331–519). Aufgegriffen werden u. a. so wichtige Aspekte wie: die Transmigration (St. STEINER), der Geheimprotestantismus und die Emigration (U. KÜPPERS-BRAUN), die Volksmissionen (M. Scheutz), der Glaubenswechsel als Massenphänomen (ebenfalls M. SCHEUTZ), der Geheimprotestantismus in den habsburgischen Erbländern und im Erzstift Salzburg (D. WEIKL). Die oft geradezu spannenden Beiträge bilden eine echte Bereicherung der bisherigen Literatur. Sie insistieren aber auch mit Recht auf der Notwendigkeit weiterer Forschungen und der Berücksichtigung bisher wenig(er) beachteter Gesichtspunkte. So verweist z. B. St. STEINER auf die Vielschichtigkeit des Begriffes „Transmigration“ (331–360) und zeigt, dass auch die wichtige Arbeit von E. BUCHINGER (Die „Landler“ in Siebenbürgen, München 1980) längst nicht alle Fragen beantwortet (z. B. die Rolle der Frauen). M. Scheutz, in seiner Abhandlung über Volksmission (395–429), lenkt den Blick auf die Zusammenhänge zwischen Volksfrömmigkeit und Zwangsbekehrung und vermittelt vor allem aus Lambacher Quellen ein Bild des barocken Katholizismus.

Mit den hier gebrachten Belegen sollte ein Eindruck von der Vielfalt des Buches, das einen wertvollen Beitrag zu einem wichtigen Thema darstellt, vermittelt werden. Fast unverzeihlich ist es, dass die vielen Daten und Personen, die in dem Werk eine Rolle spielen, nicht durch ein Register erschlossen wurden.

Rudolf Zinnhobler

Géza HAJÓS (Hg.): Stadtparks in der österreichischen Monarchie 1765–1918. Studien zur bürgerlichen Entwicklung des urbanen Grüns in Österreich, Ungarn, Kroatien, Slowenien und Krakau aus europäischer Perspektive. Mit Beiträgen von: Wojciech BALUS, Géza HAJÓS, Alenka KOLSEK, Cordula LOIDL-REISCH, Bojana Bojanic OBAD SCITAROCI und Mladen OBAD SCITAROCI, József SISA und einem Vorwort von Walter KRAUSE. Wien-Köln-Weimar, Böhlau Verlag, 2007.

Die vorliegende Publikation stellt eine Zusammenfassung der Forschungsergebnisse von Studien zur Geschichte des Stadtparks vor. Sie untersucht die damit verbundenen sozialen und kulturellen Zusammenhänge im großen Gebiet der ehemaligen k. u. k. Monarchie und stellt sie im gesamteuropäischen Kontext dar.

Zeitlich ist die Thematik von der josephinischen Aufklärung, wo als wichtigste Ausdrucksform des aufsteigenden Bürgertums erstmals gestaltete Grünbereiche dem Volk zugänglich gemacht wurden, bis zum Zusammenbruch der Monarchie im Ersten Weltkrieg gespannt.

Die seit der zweiten Hälfte des 18. Jh. entstandenen Stadt- und Kurparks in den damals rasch anwachsenden Großstädten der Monarchie bargen ein neues, psychologisches und demokratisches Motiv in sich, womit auf die Bedürfnisse der sehr stark zunehmenden Stadtbevölkerung nach grünen Erholungs- und Freiraumgebieten reagiert wurde.

Herausgeber Géza Hajós geht auf die besonderen Aspekte des Urbanisierungsprozesses vom 18. bis zum 20. Jh. ein. Er beschreibt die Entstehung städtischer Grünräume von der Zeit des Absolutismus bis zur ersten Hälfte des 19. Jh., speziell anhand der Situation in Wien, die er immer wieder in einen gesamteuropäischen Kontext stellt.

Bis zum 18. Jh. galt der Garten gewissermaßen als Fortführung herrschaftlicher Architektur und war ein selbstverständlicher Teil des Gesamtkunstwerks „Schloss“, der hauptsächlich Repräsentationszwecken, zur Entspannung und als exklusives Rückzugsgebiet diente und lediglich einem ausgewählten Personenkreis zugänglich war.<sup>1</sup>

Erst in der Zeit des Absolutismus, als der Herrscher auch das weitere Umfeld seiner Bauten regulieren und nach einem geometrischen System ordnen wollte, und insbesondere in der Aufklärung kam der Wunsch auf, dem Volk bewusst geordnete Grünbereiche zur Verfügung zu stellen, in denen es sich freier, aber doch nicht völlig unkontrolliert aufhalten konnte. Typisch waren hierfür die Aktivitäten von Kaiser Joseph II., der den Prater (1766) und den Wiener Augarten (1775) der Öffentlichkeit zugänglich machte.<sup>2</sup> Christian Cay Laurenz Hirschfeld, ein bedeutender Theoretiker der Gartenkunst im deutschsprachigen Raum, der in Hajós Beiträgen wiederholt genannt wird, war ein Verfechter und „Propagierer der Volksgärten“ um 1780 und lobte diese aufgeschlossenen Taten des Kaisers sehr.<sup>3</sup>

Die Idee des „englischen Landschaftsgartens“, die sich ab etwa 1770 allmählich auch auf dem Kontinent verbreitete, veränderte die Sichtweise auf die Städte, die nun selbst Gegenstand sogenannter „Landschaftsverschönerungen“ wurden.<sup>4</sup> Das urbane Grün lebte formal hauptsächlich aus der Tradition

---

1 KRAUSE, Walter: Vorwort, in: Hajós, Geza (Hg.), *Stadtparks in der österr. Monarchie 1765–1918*, S. 10.

2 HAJÓS, Géza: Einführung – Der Urbanisierungsprozess, in: Hajós, Geza (Hg.), *Stadtparks* (wie Anm. 1), S. 15.

3 Ebd., S. 15–16.

4 Ebd., S. 17.

## Rezensionen

der barocken Gartenkunst, indem es nach geometrischen Prinzipien mit schnurgeraden Wegen und schattigen Baumalleen komponiert wurde, um die bürgerliche „Promenade“ zu ermöglichen. Nun wurden auch die neuen Stilmittel des „englischen Gartens“, wie verschlungene Pfade, malerische Baumgruppen und Wiesen, unregelmäßig abgegrenzte naturhafte Teichanlagen usw., als Gestaltungsform gewünscht.<sup>5</sup> Diskussionen zwischen Vertretern beider Gestaltungsrichtungen entbrannten z. B. um die Stadtparks in Wien zwischen 1817 und 1823 im Volksgarten und kurz nach 1870 bei der Errichtung des Rathausparks an der Ringstraße. Die geometrisch angelegte Promenadenstruktur des Volksgartens wurde mit einer besseren polizeilichen Kontrollierbarkeit begründet. Interessant ist in diesem Zusammenhang der Hinweis, dass die beiden deutschen Gartentheoretiker Sckell und Hirschfeld, obwohl sie beide leidenschaftliche Anhänger des malerischen englischen Stils waren, für Volksgärten jedoch geometrisch angelegte Promenaden empfahlen.<sup>6</sup>

Bei der Entwicklung des urbanen Grüns spielte von Anfang an die bewusste Pflege der Gesundheit eine wichtige Rolle. Bereits ab dem späten 18. Jh. wurden Kurparks immer repräsentativer mit Promenaden, Baumalleen und Blumendekorationen gestaltet und entwickelten sich schrittweise zu modischen Begegnungsstätten des Bürgertums.<sup>7</sup>

Mehr Möglichkeit und Freiraum für die Errichtung von neuen Grünanlagen im Stadtgebiet entstand schließlich Mitte des 19. Jhs. durch die Abtragung der mittelalterlichen Befestigungssysteme, die nach den napoleonischen Kriegen ihre Notwendigkeit verloren. Dadurch entstanden neugewonnene Freiräume im städtischen Gebiet, die nun „verschönert“ und dem Volk zugänglich gemacht werden konnten. Diese Anlagen dienten vor allem der Erholung und bezweckten auch die Erziehung und Bildung des Volkes.<sup>8</sup> Im Zuge der stark steigenden Industrialisierung kam es, wie in allen großen europäischen Städten, auch in Wien zum Wachstum der untersten sozialen Schichten und zu einer Vermehrung des städtischen Proletariats, das in Miethäusern, zwischen engen Gassen und lichtlosen Innenhöfen lebte und immer mehr nach lebensnotwendigem Grün und Raum zum Atmen verlangte.<sup>9</sup>

In dieser Zusammenfassung wurden nur einige relevante und sehr allgemeine Aspekte herausgegriffen, die für die Entstehung von Stadtparks in der österreichischen Monarchie von Bedeutung waren. Bei noch eingehenderer Beschäftigung und Auseinandersetzung mit dem Werk findet der Leser in den

---

5 Ebd., S. 17.

6 Ebd., S. 17.

7 Ebd., S. 17.

8 Ebd., S. 16.

9 Ebd., S. 18.

verschiedenen Beiträgen der einzelnen Autoren, Antworten auf folgende zentrale Fragestellungen: Welche städtischen und begrünten Freiraumformen standen in den verschiedenen Epochen der bürgerlichen Entwicklung in der zweiten Hälfte des 18. und 19. Jh. für welche Schichten der Bevölkerung zur Verfügung und für welche Zwecke? Wer veranlasste die Errichtung solcher Freiräume? Was sind die charakteristischen und dominanten Freiraumformen in den entsprechenden Epochenabschnitten? Welche Inhalte werden in diesen Anlagen zum Ausdruck gebracht? Mit welchen stilistischen Mitteln vollzog sich die Verwirklichung? Was bedeuteten urbane Grünbereiche als leicht erreichbare Stätten für den ästhetischen Genuss und für die Sehnsüchte einer neuen bürgerlichen Subjektivität? Was bezweckten diese Anlagen in Bezug auf ein naturkundliches Lernen als Methode zur „Menschenverbesserung“? Was veränderten die Stadtparks an den Verhaltensformen bei einem Aufenthalt „im gemeinsamen Freien“, in der „schrackenlosen“ Begegnung der unterschiedlichen sozialen Schichten? Was brachten sie auch für die unteren sozialen Schichten hinsichtlich Gesundheit, Erholung und Ablenkung in einer immer härter werdenden kapitalistischen Arbeitswelt?<sup>10</sup>

Das Buch konfrontiert den Leser/die Leserin mit einem besonderen Aspekt der Urbanisierung, indem die Autoren auf das Verhältnis des städtischen Bürgers zur Natur in seiner unmittelbaren Wohnumgebung im Zeitalter der Industrialisierung eingehen<sup>11</sup> und diese zivilisatorischen Entwicklungen und Veränderungen anhand zahlreicher Parkbeispiele dokumentieren. Von Vorteil ist, dass die einzelnen Kapitel des Buches weitgehend voneinander unabhängig und auch selbständig verwendbar sind.

Stadtparks, Schmuckplätze, Kurparks und Stadtlandschaftsverschönerungen, sowie Gärtner, bürgerliche Organisationen bzw. Initiativen und Bepflanzungen werden in diesem Zusammenhang ausführlich behandelt.

Barbara Groß

Karl VODRAZKA: Aufsätze zur Donau.

Johannes Kepler-Universität Linz, Linz: Trauner Verlag 2009, 82 Seiten, broschiert. ISBN 978-3-85499-682-8.

In einem schmalen Bändchen legt der emeritierte Universitätsprofessor für Betriebswirtschaftslehre zwei Arbeiten vor, die sich mit einem seiner „Lebensthemen“ auseinandersetzen: der Donau.

---

<sup>10</sup> Ebd., S. 15.

<sup>11</sup> Ebd., S. 15.

## Rezensionen

Die erste Hälfte befasst sich mit den Entfernungs- und Positionsangaben an der Donau, ausgehend vom Nullpunkt am Sulima-Arm im Mündungsbereich bis zur Iller-Mündung bei Neu-Ulm. In einzelnen Abschnitten wird die Geschichte der unterschiedlichen Kilometerangaben in den Ländern Rumänien, Ungarn, Österreich und Bayern bis zur „alleinigen und einheitlichen Kilometrierung“ durch die Internationale Donaukommission behandelt. Zehn gute Farabbildungen ergänzen das Gesagte.

In der zweiten, schon 1953 entstandenen Arbeit werden die Grundlagen und der gegenwärtige Stand der Donauschifffahrt beschrieben und durch Literaturangaben dokumentiert.

Die Stationen des Lebenslaufes und ein Verzeichnis der Veröffentlichungen des Verfassers runden das Bild eines allseits gebildeten Gelehrten der alten Schule ab.

Gerhard Winkler

Michael MITTERAUER: „Damit es nicht verloren geht...“. Reihe, herausgegeben vom Verein „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien, Wien: Böhlau 1991 ff.

Im Jahr 1983 begründete der Historiker Michael Mitterauer am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte in Wien die „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“, ein Textarchiv, in dem bisher über 3000 größtenteils unveröffentlichte autobiografische Zeugnisse von Menschen der verschiedensten historischen Epochen und sozialen Schichten gesammelt wurden.

Die „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ verfügt über einen eigenen, gleichnamigen, nicht gewinnorientierten Trägerverein, ist aber weiter an das Institut, von dem aus sie gegründet wurde, angebunden.

Die meisten Texte der Dokumentation beleuchten rückblickend die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts, etwa 60 Prozent stammen von Frauen, auch und besonders von Personen unterer Sozialschichten, für die autobiografisches Schreiben eher ungewohnt ist.

Im Rahmen der wissenschaftlichen Bearbeitung dieser ‚Erzählungen‘ sind in der Reihe „Damit es nicht verloren geht“ im Böhlau-Verlag seit 1991 mehr als 60 Bände erschienen, die sich mit so verschiedenartigen sozialen Themen wie dem Leben von Dienstboten, dem Aufwachsen als uneheliches Kind am Land, Kinderarbeit, mit dem Phänomen der Massenmotorisierung oder der Elektrifizierung, aber auch mit religiösen Themen wie Beichte, Kirche,

Glaube oder etwa dem Leben jüdischer Familien beschäftigen. Vor allem soziale Randgruppen erhalten damit in dieser Reihe „Stimmrecht“.

Die Erzählungen wurden thematisch gut aufbereitet durch fachliche Hintergrundinformationen und Erklärungen; durch den wissenschaftlichen Charakter in einer für alle verständlichen Form gepaart mit authentischen Erzählungen aus dem „einfachen Volk“ wird die Reihe in handlichem Format für alle Schichten interessant und empfehlenswert.

Drei Beispiele dieser Reihe seien im Folgenden herausgegriffen.

Peter KLAMMER, Auf fremden Höfen. Anstiftkinder, Dienstboten und Einleger im Gebirge (= Michael Mitterauer, „Damit es nicht verloren geht...“, hg. vom Verein „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“, Band 26), Wien <sup>1</sup>1992, <sup>2</sup>2007, 289 Seiten.

Peter Klammer widmet sich in diesem Band der Berufsgruppe der Dienstboten, der in Österreich Anfang des 20. Jahrhunderts ca. 400.000 Mägde und Knechte angehörten, aber dennoch bisher in der Forschung wenig beachtet wurde.

Die Dienstboten hatten dem Dienstherrn (Bauern) Gehorsam, Respekt und Unterordnung zu zollen, der Bauer hatte ein gewisses „Züchtigungsrecht“ bis in die Zwanziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts; demgegenüber hatten die Dienstboten Anspruch auf Kost, Kleidung, Unterkunft, Schutz und Lohn. Auf die Bedürfnisse der ländlichen Bevölkerung war auch das Kirchenjahr abgestimmt. Es bestand geradezu die Verpflichtung des Bauern, seine Dienstboten zur Religionsausübung (Messbesuch, Tagesgebete) anzuhalten. Erst in den folgenden Jahrzehnten sollten Dienstbotenordnungen, Dienstbotenkrankenkasse und Landarbeiterordnungen die Situation verbessern. Allerdings lag auch die Handhabung der Gesetze durchaus in der Hand der Bauern (als Gemeindevertreter).

Die Schule war völlig nebensächlich; der Schulbesuch richtete sich nach der „Verfügbarkeit“ der Kinder – wenn sie nicht zur ländlichen Arbeit benötigt wurden.

In den dreißiger Jahren gab es noch fast 300.000 Dienstboten in Österreich. Viele von ihnen waren Anstiftkinder (= Kinder, die ihrer Armut wegen bei Zieheltern aufwachsen mussten), manche endeten im Alter als Einleger (= Gemeindearme, die bei den Bauern tageweise – je nach Grundbesitz – versorgt wurden).

Der gebürtige Tamsweger Lehrer und Historiker Peter Klammer lässt mit Hilfe der „Mündlichen Geschichte“ Betroffene aus seiner Lungauer Heimat

## Rezensionen

selbst zu Wort kommen. Darüber hinaus wurden Dienstbotenbücher, Einlegerbüchlein, Schul- und Gendarmeriechroniken sowie Gemeindeprotokolle einer ländlichen Region bearbeitet. Den persönlichen Schilderungen gehen fachliche Kommentare historischer Hintergründe (Daten, Fakten, Statistiken) voraus.

Ein Glossar der wichtigsten einschlägigen Begriffe rundet das Werk ab.

„Als lediges Kind geboren ...“ Autobiografische Erzählungen 1865–1945 (= Damit es nicht verloren geht ... Band 53), Wien 2008, 386 Seiten.

Der genannte Band entstand im Rahmen einer Lehrveranstaltungsfolge zur Thematik „Illegitimität in Selbstzeugnissen“ am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien in Zusammenarbeit mit über 30 Studierenden unter der Leitung von Peter Eigner, Günter Müller und Andrea Schnöller.

Sieben Frauen und sechs Männer aus Österreich, Böhmen, der Slowakei, Kroatien und Slowenien, geboren zwischen 1862 und 1934, erzählen in diesem Buch aus persönlichem Erleben und Erfahrungen darüber, was es bedeuten konnte, als „lediger Bankert“ oder „Umasunstfresser“ aufzuwachsen – als „Kind der Sünde“ – „Kind der Liebe“ – jedenfalls Kinder zweiter Klasse! Die gesellschaftliche Haltung gegenüber illegitimer Geburt und unehelicher Mutterschaft kennt zahlreiche Etiketten, Facetten und Konjunkturen.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bewegte sich die Illegitimitätsrate im österreichischen Schnitt bei ca. 30 %, in einigen Regionen Kärntens, Salzburgs und der Steiermark stieg sie zeitweise über 70 %. Dennoch wurden uneheliche Kinder und ihre Mütter überwiegend als gesellschaftliche Außenseiter behandelt und bis in die jüngste Vergangenheit – auch rechtlich gesehen – diskriminiert: Physische und psychische Grausamkeiten aller Art als gängige Erziehungsmaßnahmen, frühzeitige Abrichtung zur Kinderarbeit, Mangelernährung, soziale Vernachlässigung und Beziehungsarmut bis hin zur völligen Ungewissheit über die eigene Herkunft waren keine Seltenheit.

Auf der persönlichen „Habenseite“ finden sich dem gegenüber Erfahrungen wie die Zuneigung fürsorglicher Zieheltern oder einzelner besonders verständnisvoller Verwandter, ein ausgeprägtes Empfinden für Gerechtigkeit und Solidarität sowie das Bewusstsein, es im Leben – trotz allem – zu etwas gebracht zu haben.

Die wissenschaftliche „Nachbereitung“ setzt sich mit möglichen Ursachen für unterschiedliche Illegitimitätsraten wie etwa obrigkeitlichen Heiratsbeschränkungen oder religiösen Faktoren ebenso auseinander wie mit der

Rechtsstellung unehelicher Kinder und dem sozialen Umfeld wie Schule und Kirche.

Ein weiteres Kapitel geht der Entwicklung der Jugendwohlfahrt nach – von der ersten 1784 gegründeten staatlichen Gebär- und Findelanstalt in Wien zu den Einrichtungen der Fürsorge im 19. Jahrhundert mit den aufkommenden sozialen Vereinen und Privatinitiativen und der Aufsicht durch das Jugendamt. Wien hatte dabei eine Vorreiterrolle über Österreich hinaus.

Ledige Mütter erzählen. Von Liebe, Krieg, Armut und anderen Umständen (= Damit es nicht verloren geht... Band 59), Wien 2008, 302 Seiten.

Dreizehn Frauen aus der unteren ländlichen sozialen Schicht (Mägde, Dienstmädchen, Arbeiterinnen, Postbedienstete, Kinderfräulein usw.) geboren zwischen 1889 und 1939, erzählen aus ihrem Leben als Alleinerziehende – und davon, was es bedeutete, unverheiratet schwanger und Mutter zu werden in wirtschaftlich schwierigen Zeiten. Sie erzählen nicht nur über die uneheliche Mutterschaft, sondern ihre (teilweise gekürzten) Lebensgeschichten. Viele verharren vor allem in Erinnerungen an die eigene Kindheit. Einige Geschichten thematisieren die Unehelichkeit im Kontext des Zweiten Weltkriegs.

Das soziale Milieu ist mit Ausnahme einer Großbauerntochter bei allen ähnlich. Die Existenzgrundlage – das nackte Überleben – hing ausschließlich von der eigenen Arbeitskraft ab, nicht selten war eine ledige Mutter gezwungen, ihr Kind zur Adoption freizugeben.

Viele Autorinnen sprechen im Rückblick auf ihr Leben erstmals offen über die häufig Jahre dauernde physische und psychische Überforderung, über ihre Ängste und die Verzweiflung in einer aussichtslos scheinenden Lage. Insbesondere bei älteren Autorinnen schwingt zwischen den Zeilen doch auch viel „Unsagbares“ mit, auch noch zum Zeitpunkt der Niederschrift der Texte, die großteils in den 1980er oder 1990er Jahren erfolgte.

In den Erfahrungsberichten dieses Bandes finden obendrein zwei Fälle von versuchtem oder vollzogenem Kindsmord und deren Umstände Erwähnung. Der Lebensgeschichte vorangestellt wurde jeweils ein quellenkritischer Regest, abschließende biografische Daten bzw. Erklärungen runden die Erzählung ab. Die einzelnen Geschichten werden im Vorwort zusammenfassend in die österreichische Sozialgeschichte eingeordnet; im Anhang folgt ein wertvolles Glossar mit Hintergrundinformationen über politische und religiöse Ereignisse, ebenso werden Dialektbegriffe erklärt. Damit liegt eine wissenschaftlich fundierte Quellensammlung zu einem lange tabuisierten Thema vor, die alle Leserkreise ansprechen kann.

Monika Würthinger

## Rezensionen

Robert H. PFLANZL (Hg.), Berta Pflanzl – Vom Dienstmädchen zur gnädigen Frau. Salzburger Tagebücher 1898–1953, Wien: Böhlau Verlag 2009, 472 Seiten.

„Eine Frau in Österreich wollte sie werden ...“ Anlässlich einer Wohnungsauflösung in der Salzburger Festungsgasse, einer Dienstwohnung der Stieglbrauerei, wurden 1993, 40 Jahre nach ihrem Tod, Tagebücher der Berta Pflanzl entdeckt. Sie hatte 50 Jahre lang ihr Leben getreulich dokumentiert und so ein halbes Jahrhundert Zeit- und Sozialgeschichte nieder geschrieben. Der Enkel Robert Heinrich Pflanzl (geboren 1934 in Breslau, Sohn des Kammerängers Heinrich Pflanzl, als Opernregisseur für Bühne und Fernsehen u. a. in Deutschland, Salzburg, Wien, in Frankreich, Litauen, Polen, Rumänien, Südkorea tätig, dann Lehrer am Mozarteum in Salzburg), begann nach seiner Emeritierung 2002 mit der Aufarbeitung der von seinen Vorfahren hinterlassenen Dokumente und veröffentlichte mit den Tagebüchern seiner Großmutter ein Stück seiner Familiengeschichte. „Ich habe meine Großmutter erst durch das Studium ihrer Aufzeichnungen so richtig kennen gelernt“, so der Herausgeber.

Berta Pflanzl wird 1882 im niederbayerischen Pocking als Berta Köckeranerl geboren. Sie ist ein „ungewolltes Kind“, wird mit zehn Jahren Vollwaise; ihre Großmutter ist die wichtigste Bezugsperson. Berta muss sich schon mit dreizehn Jahren ihr Brot als Dienst- und Kindermädchen erarbeiten – „ausgenutzt bis auf das Letzte“. „Eine Frau in Österreich“ möchte sie werden – und so geht sie als 17-Jährige nach Salzburg, um die sechs Kinder des Mundartdichters Otto Pflanzl zu betreuen. Als dessen Frau stirbt, heiratet sie – 18-jährig – den doppelt so alten Witwer und bekommt noch sechs eigene Kinder, von denen nur drei den Lebensabend der Mutter überleben. Berta Pflanzl führt nun ein gehobenes bürgerliches Leben. Sie findet ihren eigenen Weg. Das Küchenfenster an der Festungsgasse in Salzburg wird zum Salon für die auf der Festung Hohensalzburg stationierten kaiserlichen Offiziere. Die attraktive Frau ist eine gesuchte Gesprächspartnerin, sie führt eine umfangreiche Korrespondenz. Doch die Ehe ist alles andere als glücklich und Berta hält in ihren Tagebüchern schonungslos fest, was der Tag an Freud und Leid brachte; sie vertraut ihrem Tagebuch ihre Sorgen an: die vielen Streitigkeiten mit ihrem Mann, die Probleme mit ihren Stiefkindern, Hunger und Elend der beiden Weltkriege und Nachkriegsjahre, Inflation und politische Unruhen. Pflanzl beschreibt aber auch das kulturelle Leben in Salzburg, Theater und Literatur; die gesellschaftlichen Ereignisse, bei denen ihr Mann im Mittelpunkt und sie meistens am Rande steht; und ihre menschlichen Beziehungen – Freundschaften wie Feindschaften. Ihre Erinnerungen an die Begegnungen

mit kaiserlichen Offizieren, Festspielkünstlern, Kriegsgewinnlern, Flüchtlingen und vielen anderen Menschen im Salzburg der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sind ein Spiegelbild der Zeitgeschichte.

Berta Pflanzl stirbt 1953, zehn Jahre nach dem Tod ihres Mannes. Sie konnte am Erfolg ihres Sohnes Heinrich als Kammersänger noch teilhaben.

Ihr Mann Otto Pflanzl, geboren 1865 in Linz-Urfahr, kam (im selben Jahr wie Berta Köckerannerl) 1897 mit seiner Familie nach Salzburg und trat in den Dienst der Stiegelbrauerei als Beamter und Vortragskünstler. Er war ein Heimatdichter, der Gedichte und humoristische Erzählungen in Salzburger Mundart verfasste. 1935 wurde eine Straße in Salzburg-Maxglan nach ihm benannt. Er starb 1943 in Salzburg.

Ein ausführlicher Bildteil aus dem Familienalbum zeigt besonders das „gutbürgerliche“ Leben der Familie Pflanzl; Berta ließ sich gerne fotografieren, auch der Maler Rudolf Wernicke fertigte mehrere Porträts des Ehepaares an.

Monika Würthinger

Kurt TWERASER: US-Militärregierung Oberösterreich, Bd. 2: Amerikanische Industriepolitik in Oberösterreich am Beispiel VOEST und Steyr-Daimler-Puch. Hg. vom OÖ. Landesarchiv, Linz 2009. 624 Seiten. ISBN 978-3-900313-99-9.

Kurt Tweraser, em. Professor für Politikwissenschaft der University of Arkansas (USA), ein ausgewiesener Experte für die oberösterreichische Zeitgeschichte, setzt sich in seinem zweiten Band über die US-Militärregierung Oberösterreich mit einer der wichtigsten Fragen der unmittelbaren Nachkriegsgeschichte und den daraus resultierenden Folgen auseinander: die Entscheidung in Richtung Grundstoff- oder die Rückkehr zur Finalindustrie.

Wie schon im ersten 1995 erschienenen Band – Sicherheitspolitische Aspekte der amerikanischen Besatzung in Oberösterreich-Süd 1945–1950 – legt der Autor seinen Schwerpunkt auf den Einfluss der US-Besatzungsmacht. Es gelingt ihm den schwierigen Weg zwischen 1945 und 1952 nachvollziehbar zu analysieren und die Probleme und harten Auseinandersetzungen auf österreichischer wie amerikanischer Seite darzustellen. Als Beispiele dienen ihm die beiden bedeutendsten Industriebetriebe Oberösterreichs: die VÖEST und die Steyr-Daimler-Puch-Werke.

Die Entwicklung hin zur Verstaatlichung des Deutschen Eigentums, die Entscheidung zur Grundstoffindustrie bis hin zu den Produktionslinien und die notwendigen Investitionen, die die Voraussetzung für das (oberösterreichische) Wirtschaftswunder der 50er und 60er Jahre bildeten – Tweraser zeigt

## Rezensionen

an den einzelnen Entwicklungen deutlich die unterschiedlichen Interessenslagen und -konflikte auf. Wirtschaftliche, politische (der beginnende Kalte Krieg und der Marshall-Plan) und soziale Komponenten (Arbeitsplätze) konkurrierten auch in den einzelnen Lagern und führten zu „politisch-ökonomischen“ Formen – auch unter dem Einfluss der entstehenden Sozialpartnerschaft –, die zwar im Interesse Österreichs waren, aber letztendlich nur einen Kompromiss darstellten. Die USA konnten zwar ihre politischen Ziele (Westorientierung) durchsetzen, die ökonomische Praxis in den Firmen war nicht mit den amerikanischen Ordnungsprinzipien vereinbar.

Trotz der plakativen Konzentration auf die beiden „Aushängeschilder“ der oberösterreichischen Industrie führt Kurt Tweraser seine Leser bis ins Detail in eines der spannendsten und bedeutendsten Kapitel der frühen Nachkriegsgeschichte Oberösterreichs ein. Damit gelingt ihm ein bedeutender Beitrag zur Aufarbeitung der Geschichte der Zweiten Republik.

Michael Kitzmantel

Heide STOCKINGER (Hg.): Jung-Sein in Linz. Geschichten aus den 50ern. Böhlau Verlag Wien-Köln-Weimar 2008. 185 S., Abb. im Text.

Die in Wien geborene, in Linz aufgewachsene Mitarbeiterin des ORF Oberösterreich und Schriftstellerin Heide Stockinger zeichnet als Herausgeberin einer facettenreichen Ansammlung diverser biographischer Kurzberichte und kleiner Essays zum Thema der 50er Jahre des 20. Jahrhunderts. Gleichzeitig bringt sie sich mit interessanten Schilderungen ein, die vor allem für die in den 40iger Jahren Geborenen Nostalgisches aufkommen lassen, und zugleich für die heutige Generation viel Interessantes zur Geschichte unserer Stadt und zum Leben in der damaligen Zeit bieten. Stockingers Taubenmarkter Kaleidoskop lässt in kurzen Einblicken aufregende Augenblicke erleben, die alten Linzer Geschäfte wieder lebendig werden und rückt vor allem mir, der ehemaligen „Eisenhandschülerin“, die Schuljahre, Erinnerungen an die Professoren mit ihren Eigenheiten vors geistige Auge. Daran reihen sich biographische Skizzen von gebürtigen bzw. zugezogenen Linzer/innen zu übergeordneten Themen wie „Der versteifte Petticoat“, „Rock’ n’ Roll war das Wilde“, „Only You“, „Schlesinger“, „Eisenhandschule“, „Kühlschrank & Co.“, „Und das Radio“, „Sonntag mit kalten Schnitzeln“, „Autos fahren schon“, „O-Bus am Hessenplatz“, „Standesdünkel“, „Zur Wachstumszeit“, „Die bleierne Zeit“, „Schweigen über alles“, „Linzer Landestheater“, „Ein viel zu großer Anzug“ und zum Abschluss werden drei Taubenmarktgeschäfte mit ihrer Geschichte vorgestellt. Historische Ereignisse wie der Ungarnaufstand

und der Staatsvertrag sowie die letzten Jahre der Besatzungszeit sind eingehüllt in eigene Erlebnisse der Jugendlichen der 50er Jahre, daneben wird das Leben in den äußeren Stadtteilen wie in der Neuen Heimat und in Kleinmünchen vorgestellt. Alte Stadtteile mit längst abgerissenen Häusern wie z. B. in der Kapuzinerstraße treten vors geistige Auge. Das Schweigen der Elterngeneration über Kriegsgeschehnisse thematisiert die Schriftstellerin Marion Jerschowa. Alfred Pittertschatscher bringt mit einer realen Episode der Radio-Legende Haymo Pockberger anlässlich der Überführung der Pummerin nach Wien 1952 die Problematik der Nachkriegszeit zu Papier. Auch der Soziologe Roland Girtler kann mit Erinnerungen an Linz aufwarten, im Herrengeschäft Kralka wurde er im Herbst vor dem beginnenden neuen Schuljahr mit einem Anzug, in den er natürlich noch hineinwachsen musste, eingekleidet.

Ein lesenwertes Buch, im Besonderen für die Generation der Autor/innen, um Erinnerungen aufzufrischen, vielleicht auch eigene – schriftlich oder mündlich – an die junge Generation weiterzugeben. Etwas störend ist vielleicht die stilistische Verschiedenartigkeit der einzelnen Beiträge, aber alles in allem ist es interessant und flüssig zu lesen.

Heidelinde Dimt

Festschrift Herbert Kneifel zum 100.Geburtstag. Mitteilungen des Museumsvereines Lauriacum – Enns N. F. Nr. 46, 2008, Selbstverlag des Museumsvereines Lauriacum – Enns, Enns 2009, 286 Seiten, illustriert.

Festschriften für verdiente Persönlichkeiten, die an runden Geburtstagen – etwa ab dem 60. Lebensjahr – erscheinen, sind trotz vielfacher ablehnender Stimmen, die allerdings zumeist nur verbal geäußert werden, auch heute noch sehr zahlreich. Es hat sogar den Anschein, dass dieses traditionsreiche Genre eher wieder beliebter wird. Die vorliegende Publikation ist einem Jubilar gewidmet, den man zu seinem 100.Geburtstag ehren wollte, was nun zweifellos eine Rarität darstellt. Allerdings erfolgte die Fertigstellung des Bandes erst im Jahre 2009, sodass dieser dem Jubilar zu seinem 101.Geburtstag dann tatsächlich überreicht werden konnte. OMR Prof. Dr. Herbert Kneifel ist schließlich am 29. Juni 2010 im Alter von 102 Jahren in seiner Heimatstadt Enns verstorben.

Das Wirken von Herbert Kneifel als Arzt, Kommunalpolitiker und vor allem als jahrzehntelanger Obmann und Kustos des Museumsvereines Lauriacum hat ihm Anerkennung von vielen Seiten eingetragen. Dass er dabei selbst auch zahlreiche heimatkundliche und lokalhistorische Artikel verfasst hat, sei nur am Rande erwähnt. Auch dieser Band enthält zwei kleinere Beiträge aus sei-

## Rezensionen

ner Feder (Das Denkmal aus Ennser Kriegsnot 1741, S. 97–103 und Jugendstilbauten in Enns, S. 104–114).

Insgesamt enthält die Festschrift 25 Beiträge, die hier nicht alle im Einzelnen angeführt werden können. Es ist verständlich, dass die meisten Aufsätze zu diesem Band um Ennser Themen kreisen, wobei eine Gliederung nur nach dem Alphabet vorgenommen wurde. Archäologie und Geschichte nehmen – fast möchte man sagen naturgemäß – einen breiten Raum ein. Zeitlich spannt sich der Bogen von der Römerzeit bis ins 21. Jahrhundert. Einige Arbeiten tragen auch allgemeineren Charakter, wie etwa die von Peter Assmann (ad multos annos – Anmerkungen zur Institution Museum am Beginn des 21. Jahrhunderts, S. 8–11), oder der etwas dilettantisch wirkende Beitrag von Hermann Schmidl (Als Österreich noch bei Böhmen war, S. 219–222), der die Zeit König Přemysl Ottokars von Böhmen als Landesfürst in den österreichischen Ländern zum Inhalt hat. Zwei umfangreichere Beiträge haben auch Katalogcharakter: Alice Kaltenberger, die sich mit einem liturgischen Gerät des Mittelalters befasst (Löwe und Widder – zwei Aquamanilen im Museum Lauriacum in Enns, S. 58–84), und Bernhard Prokisch (Der Münzschatzfund von Moos [SG Enns] und das Ende der Münzhorte in Oberösterreich, S. 135–155). Während dieser Schatz dem frühen 19. Jahrhundert angehört und damit als Spätfund zu klassifizieren ist, denn in der Folge sind die damals entstandenen Sparkassen als Alternative in Erscheinung getreten, so behandelt ein weiterer numismatischer Beitrag von Alexander Ruske einen antiken Münzfund, der allerdings schon vor mehr als 100 Jahren gemacht wurde (Der Fund spätrömischer Silbermünzen in Enns [1906], S. 183–218).

Gemäß der Bedeutung des antiken Lauriacum, das auch im Leben des Jubilars eine besondere Rolle gespielt hat, sind viele Beiträge der *Austria romana* gewidmet. So befassen sich zwei Beiträge mit der *Legio II Italica*, und zwar, die aus der Feder von Hannsjörg Ubl (Siegelstempel in Sohlenform der *legio II Italica* aus den Beständen des Museums Lauriacum in Enns, Oberösterreich, S. 231–271) und Gerhard Winkler (Zur Rekrutierung der *legio II Italica*, S. 282–284). Aber auch die mittelalterliche und frühneuzeitliche Stadtgeschichte von Enns wird thematisiert, etwa in den Aufsätzen von Walter Aspöckl (Hans von Murspach. Der Schreiber des Ennser Privilegienbuches von 1397, S. 1–7) oder Roland Forster (Drei Handwerker-Grabplatten aus der Pfarrkirche St. Lorenz in Enns, S. 39–43), während der Herausgeber der Festschrift und als Kustos der Nachfolger Kneifels am Museum, Reinhardt Harreither, versucht einen Überblick über den Grenzcharakter des Ennsflusses im Lauf der Jahrhunderte zu geben (Der Unterlauf der Enns als Grenze. Ein Überblick über die historische Entwicklung, S. 44–57). Mehr kunsthistorisch orientiert ist der reich illustrierte Beitrag von Rudolf Fleischanderl (Die Bür-

gerspitalskirche in Enns, S. 28–38). Abschließend sei noch eine genealogische Untersuchung über einen aus Enns stammenden österreichischen Dichter des 19. Jahrhunderts genannt, der heute nur mehr den Spezialisten ein Begriff ist: Ulrich Kaltenbrunner (Die Vorfahren des oberösterreichischen Dichters Carl Adam Kaltenbrunner (1804–1867), S. 85–96).

Die Festschrift enthält somit wertvolle Beiträge für die Lokalgeschichte, geht aber bei einigen Beiträgen weit darüber hinaus und wird wohl auch dem Jubilar am Ende seines langen Lebensweges einige Freude bereitet haben.

Georg Heilingsetzer

Der Bundschuh. Heimatkundliches aus dem Inn- und Hausruckviertel (= Schriftenreihe des Museums Innviertler Volkskundehaus), Bd. 11 und 12. 180 bzw. 168 Seiten, viele Farb- und Schwarzweißabb. Moserbauer Druck & Verlag – Ried i. I. – 2008 und 2009. ISBN 978-3-902121-95-0 bzw. 978-3-902121-05-9.

Es ist höchst erfreulich, dass es diese gut aufgemachte und mit interessanten Beiträgen ausgestattete Reihe gibt. Wie das dem Band 11 angefügte Register für die Bände 1–10 zeigt, wurde bereits eine stattliche Anzahl von heimatkundlichen Beiträgen publiziert, die vor allem für das Innviertel und das angrenzende Hausruckviertel eine enorme Bereicherung der umfassenden Landeskunde darstellen. Im Orts-, Personen- und Themenregister reicht die Palette von „Aberglaube“ bis „Zweiter Weltkrieg“. Das Autorenverzeichnis zeigt, dass es erfreulich viele Heimatforscher gibt, die mit dem „Bundschuh“ eine Publikationsmöglichkeit auf hohem Niveau haben.

Das Redaktionsteam mit Dr. Sieglinde Frohmann, der Leiterin des Museums Innviertler Volkskundehaus in Ried i. I., das auch als Herausgeber fungiert, hat auch für diese beiden Bände wieder eine Reihe bunt gemischter Aufsätze zusammengetragen. Im Band 11 sind es 20, im Band 12 sogar 30 Beiträge zu historischen, zeitgeschichtlichen, kulturellen, volkskundlichen und naturkundlichen Themen aus dem Inn- und Hausruckviertel; was das Innviertel betrifft, historisch bedingt, nicht selten mit Bezügen zum benachbarten Bayern.

Einzelne Beiträge hervorzuheben wäre im Hinblick auf die nicht erwähnten ungerecht, da ja nach Interessensgebieten des Lesers unterschiedliche Voraussetzungen gegeben sind. Sowohl für naturkundlich Interessierte gibt es informative Artikel wie auch für die verschiedenen geisteswissenschaftlichen Disziplinen. Der Rezensent würde hier nur subjektiv auswählen und werten. Gut recherchiert, mit weiterführender Literatur bzw. mit ausreichender Quellen-

## Rezensionen

angabe versehen, gut lesbar und zumeist hervorragend illustriert, stellen wohl die meisten Arbeiten eine durchaus empfehlenswerte Lektüre dar. Beide Bände enthalten jeweils auch ein spezielles Namens- und Ortsregister.

Der Dank für diese hervorragende Jahresschrift gilt nicht nur den Autoren und dem Redaktionsteam, sondern auch der Firma Moserbauer Druck & Verlag in Ried i. I., die nicht nur qualitativ hochwertig produziert, sondern auch das unternehmerische Risiko trägt.

Dietmar Assmann

Oskar DOHLE – Peter EIGELBERGER, Camp Marcus W. Orr. „Glasenbach“ als Internierungslager nach 1945. – Oberösterreichisches Landesarchiv/Salzbürger Landesarchiv (Hg.), Linz – Salzburg 2009 (=Schriftenreihe des Salzburger Landesarchivs Nr. 15). ISBN: 978-3-900313-98-2 (OÖLA), ISBN: 978-3-200-01534-0 (SLA).

„Die Tatsache, dass rund zwei Jahre lang am Stadtrand von Salzburg ein Lager für tausende ehemalige Funktionsträger und Sympathisanten des NS-Regimes bestand, fand bisher kaum Niederschlag in der wissenschaftlichen Literatur. Von einigen wenigen, relativ kurzen Aufsätzen abgesehen, widmeten sich nur die gedruckten Erinnerungen ehemaliger Internierter von Camp Marcus W. Orr diesem Thema.“

Dass eine breit angelegte wissenschaftliche Bearbeitung dieses Themas höchst an der Zeit war, erläutern die beiden Autoren einleitend anhand der Korrektur von gleich zwei weit verbreiteten Irrtümern: Das Lager „Glasenbach“ lag nicht im Ortsteil Glasenbach der Gemeinde Elsbethen, sondern in der südlich gelegenen Katastralgemeinde Morzg der Landeshauptstadt Salzburg. Genau zwischen der nach Hellbrunn und Berchtesgaden führenden Alpenstraße und dem linken Salzachufer hatten die NS-Militärs ab 1941 das „Alpenlager“ als Nachschub- und Materiallager zu errichten begonnen, das vor Kriegsende jedoch nicht vollständig ausgebaut werden konnte. Nach der Übernahme durch die US-Armee im Frühsommer 1945 mussten vorerst zahlreiche Bauwerke instand gesetzt und ausgebaut werden, um der Funktion eines Internierungslagers halbwegs gerecht zu werden.

Dieses Internierungslager war eines von vielen im von US-Truppen besetzten West- und Mitteleuropa, in Österreich war es jedoch das größte seiner Art.

Der zweite Irrtum bezog sich auf die Namensgebung: Es wurde die These aufgestellt, dass das Lager nach einem in den letzten Kriegstagen von SS-Truppen erschossenen US-Soldaten benannt worden sei. Tatsächlich handelte es sich bei Marcus W. Orr um einen Soldaten, der im Zuge der letzten Kampf-

handlungen in Süddeutschland lebensgefährlich verletzt wurde und auf Lebenszeit an den Rollstuhl gefesselt war. Er verstarb erst im Jahre 1990 im Alter von 65 Jahren.

Nach dieser klarstellenden Einleitung behandeln die beiden Autoren im ersten von drei groß angelegten Kapiteln die Geschichte des Lagers, seiner Insassen wie auch ansatzweise seiner Wachmannschaften sowie die formalen und rechtlichen Voraussetzungen und Grundlagen. Ziel der Internierung einer möglichst großen Anzahl von Funktionsträgerinnen und -trägern der institutionellen Mittelschichten war deren Registrierung und gegebenenfalls Abstrafung nach noch nicht international vereinbarten Rechtsregeln. Während die überlebenden Führungspersonen des NS-Regimes in Nürnberg ihrer Prozesse harren, sollten in Camp Marcus W. Orr kleinere Rädchen der NS-Vernichtungsmaschine ihrer gerechten Bestrafung zugeführt werden. In einer sehr detailreichen Darstellung werden Unterlagen aus dem Salzburger und dem oberösterreichischen Landesarchiv ausgewertet und ergänzt mit Quellen aus lokalen Archiven. Allfällige Erwartungen an reiche Quellenfunde in US-amerikanischen Beständen, vor allem in den National Archives in College Park/Maryland, wurden wohl wegen noch nicht erfolgter Aufschlüsselung der Bestände dort und auch in anderen Archiven in den USA leider enttäuscht. Dennoch ist vor allem für den Zeitraum ab Frühjahr 1946 bis zur Übergabe des Lagers an die österreichischen Bundesbehörden im Juli 1947 eine sehr dichte Abhandlung über den Ausbau und die Administration dieses Internierungslagers gelungen. Unter großer Platznot waren hier zeitweise bis zu 8.000 Personen in acht Compounds (Abteilungen) interniert, darunter bis zu 500 Frauen in einem separierten Compound. Besonders spannend zu lesen sind die Abschnitte über die Entwicklung der Häftlingszahlen im oben angeführten Zeitraum bzw. bis zur endgültigen Schließung im Jänner 1948, wie auch die Auswertung der erstellten Berufskartei der Insassen. Zu den rechtlichen Voraussetzungen (Seite 106ff.) dieser Internierungslager führt Oskar Dohle aus, dass weder für die Errichtung des Lagers noch für die Internierung von Personen österreichische oder internationale Rechtsgrundlagen bestanden haben. Doch bereits in der „Moskauer Erklärung“ vom 30. September 1943 war der grundsätzliche Beschluss der Alliierten enthalten, Kriegsverbrecher durch Gerichte der Siegermächte zu verfolgen und Deutsche an jene Nationen auszuliefern, in denen sie Verbrechen begangen hatten. Es kamen für die Masse der Internierten die vom Hauptquartier der US-Streitkräfte in Österreich am 4. August 1945 erlassenen „Automatic-Arrest“-Bestimmungen zur Anwendung. Von diesen Bestimmungen war ein großer Personenkreis leitender Funktionsträger der sogenannten Sicherheitskräfte, des Militärs, der SS und der SA sowie der NSDAP und ihrer Nebenorganisationen, der Ver-

## Rezensionen

waltung, diverser Verbände und Organisationen, politischer Entscheidungsträger wie auch von Personen in Schlüsselstellungen in allen anderen gesellschaftlichen Bereichen betroffen. Da diese Bestimmungen keine Grundlage auf Basis österreichischer Gesetze hatten, musste nach Auslaufen der Automatic-Arrest-Bestimmungen durch das sog. „Anhaltelagergesetz“ (BGBl. Nr. 195/1947) diese rechtliche Basis geschaffen werden. Spätere Regelungen auf internationaler Ebene kamen für Camp Marcus W. Orr zu spät.

Aus nahe liegenden Gründen hat sich der damals hohe (nunmehr leitende) Beamte im Salzburger Landesarchiv, Oskar Dohle, quer durch das Buch mit Angelegenheiten aus seinem regionalen Nahebereich beschäftigt, während Peter Eigelsberger die oberösterreichischen „Belange“ einbrachte. Dies gilt insbesondere für die Abschnitte, die das Verhältnis zwischen dem Internierungslager und den jeweiligen politischen (Spitzen-)Vertretern der Bundesländer Salzburg und Oberösterreich betreffen. Auch die Rolle der jeweiligen Lokalpresse, die in diesen frühen Zeiten der Zweiten Republik viel stärker parteipolitisch bestimmt war, wird anschaulich vorgeführt. Peter Eigelsberger oblag die Untersuchung der Frage der Behandlung von Internierten aus dem Camp vor österreichischen Gerichten. Das eigens dafür geschaffene Volksgericht Linz war auch für das Bundesland Salzburg zuständig.

Im zweiten Kapitel „Leben im Camp Marcus W. Orr“ kommen vorrangig die Insassen zu Wort bzw. ihre Nachlässe in geschriebenem, auch gedrucktem Wort und im Bild. So haben mehrere Insassen den Alltag wie auch ereignisreich erscheinende Höhepunkte des Lagerlebens in Zeichnungen, Buntstift-Darstellungen und auch in Aquarellen festgehalten und/oder aufbewahrt. Dieses Quellenmaterial rekrutiert sich vor allem aus Beständen, die Angehörige der im Jahre 1957 gegründeten „Wohlfahrtsvereinigung der Glasenbacher“ generiert haben. Die US-Amerikaner hatten für die Internierten kein ausreichendes Beschäftigungsprogramm entwickelt. Gelegentliche handwerkliche Arbeiten zur Verbesserung der baulichen Substanz des Lagers, die Inanspruchnahme durch Verhöre, die nicht im Lager selbst, sondern in Gmunden stattfanden, wo der CIC ein „Interrogation Center“ eingerichtet hatte, und auch die angestrebte möglichst umfassende Registrierung von Nationalsozialisten auch durch österreichische Stellen im Lager konnten die Stunden und Tage nicht füllen. Die „Entnazifizierung“ fand jedenfalls in diesem Lager nicht statt, ebenso wenig wie das Einüben demokratischer Verhaltensregeln. Vielmehr waren die Insassen hinsichtlich der Gestaltung der Tagesabläufe relativ frei und ungebunden sich selbst überlassen. In diesem „Biotope“ konnten Meinungsführerschaft und Vorbildwirkung der Inhaber von Führungspositionen unter dem NS-Regime neuerlich zum Tragen kommen. „Die vor allem in der Anfangszeit harten und häufig als entwürdigend emp-

fundenen Haftbedingungen bewirkten eine zusätzliche Solidarisierung – dies schweißte die Häftlinge zusammen und verstärkte das Gefühl, selbst ‚Unrecht zu leiden‘.“ (Seite 233). Diese Einstellung führte so weit, dass hohe Funktionsträger der Nazis ihren Aufenthalt im Camp mit dem in einem Konzentrationslager gleichsetzten. Im Abschnitt „Lebensmittelversorgung“ (P. Eigelsberger) wird der Beweis geführt, dass die Versorgung der Lagerinsassen teilweise besser organisiert und von der zugeführten Kalorienmenge hochgradiger durchgeführt wurde als die der Zivilbevölkerung in der Landeshauptstadt und in deren Umgebung. Dazu trugen zweifelsohne auch die zahlreichen Paketsendungen mit Lebensmitteln der angehörigen Familien und Verwandten bei. Oskar Dohle wiederum widmet den Themen Körperpflege und Hygiene, deren Standards nach Anfangsschwierigkeiten im Winter 1945/46 in weiterer Folge, jedoch abhängig von der Belagsdichte, stabilisiert werden konnten, gründliche Aufmerksamkeit. Dazu zählten auch die nur teilweise ausreichende Versorgung mit Trinkwasser wie mit dem begehrten Warmwasser für Duschen. Dohle untersucht auch die medizinische Versorgung sehr eingehend. Für die medizinische Erstversorgung waren die Barackenärzte und, hierarchisch übergeordnet, die Kompanieärzte zuständig. Eine zentrale Rolle kam dem Lager-Spital zu, das nach anfänglichen Kapazitätsschwierigkeiten zu einer mittelgroßen Anstalt mit ca. 400 Betten ausgebaut wurde. Bemerkenswert ist, dass das Lager-Spital mit externen Krankenhäusern in enger Kooperation stand, dass sogar Patienten extern versorgt wurden. Bei einer derartig massiven Ansammlung von Menschen in zum Teil gesundheitlich angegriffenem Zustand auf engstem Raum war die Verhinderung des Ausbruchs von Seuchen und von ansteckenden Krankheiten oberstes Gebot. Umfangreiche Impfkationen, u. a. gegen Typhus, Paratyphus und Fleckfieber wie auch gegen Diphtherie, wurden durchgeführt. Für die Aus- und Weiterbildung vor allem von Jungärzten wurde ein Vorlesungsbetrieb mit externer Unterstützung durch Sachleistungen eingerichtet.

Das dritte Kapitel „Erinnern an Camp Marcus W. Orr – Zeitzeugenberichte“, Seite 317ff., beinhaltet drei Interviews ehemaliger Insassen, davon eine Insassin, sowie ein Interview eines pensionierten Gendarmen, der der Außenbewachung des Lagers zugeteilt war. Abgerundet wird dieses Kapitel mit einem exemplarischen Überblick autobiografischer Publikationen zu Camp Marcus W. Orr.

Im Anhang liefert Oskar Dohle einen instruktiven Einblick in die Quellenlage. Eine reichhaltige Literaturliste und ein umfangreiches Abkürzungsverzeichnis runden den Band ab. Nicht unerwähnt darf bleiben, dass die insgesamt 1015 Anmerkungen klar, knapp formuliert und ausreichend informativ gestaltet sind.

## Rezensionen

Den beiden Autoren ist, trotz der zum Teil sehr verwirrenden Quellenlage, ein grundlegendes Werk zur Erhellung der bis heute nachwirkenden jüngeren Vergangenheit zu verdanken, das durch ihr vorsichtiges Werten, ihre Formulierungskunst und durch die gut lesbare Darstellung wohl für lange Zeit Gültigkeit besitzen wird.

Günter Kalliauer

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines](#)

Jahr/Year: 2010

Band/Volume: [154\\_155](#)

Autor(en)/Author(s): diverse

Artikel/Article: [Rezensionen. 365-386](#)